30. Oktober 1935 | Beilage zum Posener Tageblatt | Nummer 250

In freier Stunde

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(25. Fortsetzung) (Nachdruck verboten) Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

Hanns war kurz zuvor heimgekommen und Margret wunderte sich, daß er zu Hause war. Sie hatte das nicht erwartet. Er fragte sogar nach dem Vater.

Man ging früh zu Bett an diesem Abend, schon gleich nach neun Uhr. Die Dienstboten waren auch alle daheim und legten sich ebenfalls zur Ruhe, weil an ein Ausgehen bei dem schlechten Wetter doch nicht zu denken war.

Margret war sehr müde von den Anstrengungen des Nachmittags; der Weg war ihr nicht leicht geworden. Sie schlief deshalb sehr bald ein.

Gegen Mitternacht wurde sie von einem unbestimmten Geräusch emporgeschreckt. Sie wußte selbst nicht, was es gewesen war, aber ein kalter Luftzug streifte ihr Gesicht, als ob jemand die Tür geöffnet und geschlossen hätte. Sie setzte sich im Bette auf und lauschte, aber nichts regte sich. Nur der Sturm heulte um das Haus und schüttelte ingrimmig die Kronen der Eichen. Ab und zu schlugen klatschend schwere Regentropfen ans Fenster.

Ein unheimliches Gefühl, über das sie sich selbst keine Rechenschaft geben konnte, überfiel Margret plötzlich. Unwillkürlich lauschte sie zum Bette ihres Mannes hinüber, und da fiel ihr auf, daß sie keine Atemzüge hörte. Sie lauschte angestrengter, rief leise seinen Namen, aber alles blieb still. Da tastete sie mit der Hand über Kissen und Deckbett. Vergebens! Margrets Unruhe verstärkte sich. Sie stand auf und machte Licht.

Sekundenlang stand sie wie gelähmt. Das Bett war leer! Da wurde es Margret plötzlich zur Gewißheit, daß Hanns vorhin das Schlafzimmer verlassen hatte. Wo war er? Was wollte er? Hatte ihn etwa jetzt mitten in der Nacht das Verlangen nach Alkohol gepackt? Oder —? Ein furchtbarer Gedanke griff wie eine eiskalte Hand nach Margrets Herzen. — Oder war er des Lebens überdrüssig geworden? Hatte ihn der Ekel gepackt? Wollte er —?

In fieberhafter Hast warf Margret die nötigsten Kleidungsstücke über und holte eine elektrische Taschenlampe aus einer Schublade. Sie verließ das Schlafzimmer und durchschritt so leise wie möglich, um niemand zu wecken, das Wohnzimmer und den Flur. In der Küche ließ sie die Taschenlampe aufblitzen, öffnete die Tür, die in den Keller führte und leuchtete hinein. Nichts! Wo war Hanns?

Margret ging weiter auf die große Diele, leuchtete auch hier behutsam alles ab. Wieder nichts! Da sah sie, daß die große Dielentür, die nach draußen führte, nur angelehnt war. Vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend, öffnete sie und schlüpfte hinaus. Der Sturm hätte ihr beinahe die Tür aus der Hand gerissen. Totenstill lag der große Hofraum. Margret schauerte fröstelnd zusammen, während sie ihre Augen suchend umherschweifen ließ. Was wollte sie hier? Hier würde sie Hanns doch nicht finden.

In diesem Augenblick gab ein zerrissener Wolkenfetzen die schmale Mondsichel frei, und in der ungewissen Helle sah sie, daß die Tür der großen Scheune einen Fuß breit offen stand. Wieder griff es ihr eiskalt ans Herz. Sollte ihre Befürchtung sich doch bewahrheiten? Sollte Hanns dort — den Tod gesucht haben — vielleicht — durch Erhängen —?

Margret wußte selbst nicht, wie sie über den Hofraum gekommen war. Sie stieß die Scheunentür auf, tastete nach dem Lichtschalter. Licht flammte auf — Margret stand ihrem Manne gegenüber! Ein unterdrückter Fluch — ihre Hand wurde zurückgeschlagen — dann war es wieder dunkel.

Sekunden nur war es hell gewesen, aber diese Sekunden hatten genügt, um Margret das Blut in den Adern erstarren zu lassen, vor Grauen und Entsetzen. Der aufgeschichtete Haufen Stroh — die Petroleumkanne — die Streichhölzer daneben — mit einem einzigen Blick hatte sie das alles umfaßt, und wie ein Blitzstrahl zuckte in ihr die Erkenntnis auf, was hier geschehen sollte!

„Was willst du hier?" zischte Hanns. „Sofort gehst du ins Haus zurück!"

Er schüttelte in heftiger Wut über die unvermutete Störung ihren Arm. Da raffte Margret sich gewaltsam auf.

„Was soll das bedeuten? O, Hanns, was wolltest du tun?" Angst und Entsetzen erstickten fast ihre Stimme.

„Das geht dich nichts an! Geh ins Haus!"

„Barmherziger Gott im Himmel! Kann es denn möglich sein? O Hanns — Hanns —?"

„Sprich leise!" herrschte er sie an. „Willst du, daß man uns hören soll? Was willst du überhaupt? Weshalb bleibst du nicht im Bett? Mach jetzt, daß du fortkommst!"

„Nein! Sag mir, was du tun wolltest —"

„Das weißt du ja längst! Frag' nicht noch so dumm!" kam es brüsk von des Mannes Lippen. Und dann brach es aus ihm hervor: all seine Gedanken, Wünsche, Hoffnungen, die er an das Gelingen seiner Tat knüpfte.

Mein Gott, dachte Margret, ist das alles Wirklichkeit? Oder bin ich wahnsinnig geworden? Ihre Zähne schlugen vor Grauen aufeinander. Ihr ganzer Körper flog wie im Fieber.

„Also darum wolltest du zum Verbrecher werden!“ sagte sie. „Damit du deinen Bruder, der dir nur Gutes getan hat, aus dem Hause jagen kannst! Bist du denn ganz verblendet? Siehst du denn nicht, daß er nur dein Bestes will? Er — wir alle?“

„Gib dir keine Mühe; du überzeugst mich doch nicht. Geh jetzt! Geh!“ Er drängte sie zur Tür.

„Und du —?“

„Ich bleibe hier!“

„Hanns!“ Seine Hand preßte sich auf ihren Mund und erstickte den Aufschrei.

„Bist du verrückt, so zu schreien!“ knirschte er. „Hast du vielleicht gedacht, ich würde jetzt den ganzen Plan aufgeben? Jetzt, wo alles so günstig ist! Wo ich alles vorbereitet habe! Ich denke nicht daran. Geh jetzt nur ins Haus; wenn ich — hier fertig bin, komme ich auch. Ich lasse dann auf der Diele eins von den Rindern los. Das wird dann schon soviel Spektakel machen, daß der Knecht oder mein lieber Bruder aufwachen. Sie werden dann sehen, was los ist, und Lärm schlagen. Wir aber liegen ahnungslos im Bett. Du siehst, es kann nichts passieren.“

Sie starrte wie irr in sein verzerrtes Gesicht, das für einen Augenblick von dem fahlen Licht des Mondes beleuchtet wurde. In wahnsinniger Angst umklammerte sie seinen Arm.

„Tu es nicht!“ flehte sie. „Hanns, komm mit mir! Bei allem, was dir noch heilig ist, bei unserer einstigen großen Liebe bitte ich dich, komm mit mir! Ich will alles vergessen, was du mir angetan hast —“

„Rede doch keinen Blödsinn!“ unterbrach er sie in kaum noch bezähmbarer Ungeduld. „Du erreichst doch nichts damit.“

Wieder drängte er sie zur Tür, aber sie klammerte sich an ihm fest.

„Ich gebe es nicht zu! Ich dulde nicht, daß du zum Brandstifter, zum Betrüger wirst! Alles, alles habe ich ertragen, aber dies dulde ich nicht!“

„Was willst du denn machen? Willst du mich etwa anzeigen? Willst du etwa Lärm schlagen und den Leuten zeigen, was ich vorhabe?“

„Nein! Nein! Das kann ich nicht!“ wimmerte sie. „Der Vater meiner Kinder als ein Verbrecher ins Zuchthaus — nein — nein —“

„Na also! Was willst du denn? Mach jetzt, daß du fortkommst!“ Er riß seinen Arm los, wollte sie fortschieben, aber sie klammerte sich aufs neue an ihn.

„Nein! Nein! Du darfst es nicht tun! Ich werde dich halten, so lange noch Kraft in meinen Händen ist — ich werde Wasser herbeiholen — ich werde —“

„Nun ist's genug!“ brüllte er in ausbrechender Wut. „Du sollst mich nicht hindern, du! Geh jetzt, sage ich dir!“

„Nein!“ Die Finger um seinen Arm klammerten sich mit der Kraft der Verzweiflung nur noch fester.

Vor Hanns Heidbrinks Augen wogte plötzlich blutroter Nebel. Er stieß sie brutal zurück. Hob die geballte Faust „Du!“

Ein gellender, angstgepeitschter Aufschrei!

Seine Faust fiel mit wuchtigem Schlag auf ihre Stirn — ein dumpfer Fall — schwer schlug Margrets Körper auf den Steinfußboden nieder.

Mit stieren Augen sah der Unselige auf sein Opfer. Was hatte er getan? War sie tot?

Er stand wie gelähmt — sekundenlang —, dann fuhren seine beiden Hände nach den Schläfen.

„Mörder!“ gellte es ihm in den Ohren. Ein Stöhnen entrang sich seinen verzerrten Lippen. Er warf sich neben dem regungslosen Körper nieder. Lauschte auf den Herzschlag, aber er spürte nichts.

Tot! Er hatte die eigene Frau erschlagen! Das war das Ende! Man würde kommen und den Mörder holen. Vielleicht hatte schon jemand den Aufschrei gehört!

Er sprang auf. Blickte in wilder Angst um sich. Aus allen Ecken schienen ihn verzerrte Fratzen anzugrinsen.

Und dort lag die Tote! Knarrte nicht irgendwo schon eine Tür? Kam man schon? Fort! Nur fort!

Mit einem Satze war er draußen. Jagte wie gehetzt über den Hof. Stürmte ohne Ueberlegung, ohne Besinnen hinaus in die Nacht! Fort! Nur fort!

Und der Mond zog sich rasch einen dicken Wolkenschleier vor das blasse Gesicht, als ob auch ihn schauderte vor dem Grausigen, Entsetzlichen, das dort eben geschehen war.

*

Wilhelm Heidbrink lag wach in seinem Bette. Er konnte nicht einschlafen; eine seltsame Unruhe war in ihm. War's der Sturm, der seine Nerven aufpeitschte und ihm den Schlaf raubte? Oder war es die Unterredung mit dem Bruder am Nachmittage, die ihn doch sehr erregt hatte? Seine Gedanken beschäftigten sich unablässig mit den Verhältnissen hier im Hause. Daß sie unhaltbar geworden waren, war ihm heute klar geworden. Er fragte sich, ob sein Bleiben überhaupt noch Zweck hatte, ob es nicht mehr verdarb als nützte. Er wußte ja jetzt, daß Hanns ihn glühend haßte. Deutlich hatte er den tückischen Blick aufgefangen, den dieser ihm beim Abendessen zugeworfen hatte.

Aber wenn er ging, wenn er den Platz hier räumte, was wurde dann aus der armen Frau, aus dem unschuldigen Kinde?

„Da habe ich nun geglaubt, für den Rest meines Lebens hier in der Heimat Frieden zu finden, und nun habe ich wieder nichts als Kampf und Sorge,“ dachte Wilhelm bitter.

Er grübelte und grübelte und suchte einen festen Entschluß für die Zukunft zu fassen, und dabei floh der Schlaf ihn vollends.

Unheimlich heulte draußen der Sturm und rüttelte an den Fensterläden. Im Gebälk des Hauses knackte es und knisterte es; unsichtbare Gespenster schienen umzugehen! Wilhelm horchte ein paamal auf, es war ihm, als ob er auf der Diele Geräusche hörte. Vielleicht war es aber nur der Wind.

Wilhelm schlief auf seinen eigenen Wunsch in seiner alten Kammer, die er schon als Junge bewohnt hatte. Sie war beim Umbau des Hauses unverändert geblieben und war eigentlich zur Knechtekammer bestimmt, weil sie direkt an der großen Diele lag. Aber Wilhelm hatte es abgelehnt, im Hinterteil des Hauses zu schlafen und war wieder in sein altes Reich eingezogen. Nun würde er es wohl bald wieder verlassen.

Plötzlich schreckte Wilhelm aus seinen Grübeleien empor. Von der Diele her ertönte das Geräusch eines heftigen Knalles oder Schlages. Was war denn da los? Wilhelm sprang aus dem Bette und fuhr hastig in seine Beinkleider. Er hatte die Tür noch nicht erreicht, als ein lauter, abgerissener Schrei an sein Ohr drang — es war der Schrei, den Margret in höchster Seelennot ausgestoßen hatte.

Der Herzschlag des Mannes stockte, aber im nächsten Augenblick stand er auf der Diele. Ein brausender Windstoß fuhr ihm ins Gesicht. Der Sturm hatte die große Dielentür, die ja nur angelehnt war, zur Hälfte aufgerissen und dabei eine in der Nähe stehende

Leiter umgeworfen. Der Knall hatte damit seine Erklärung gefunden. Aber der Schrei?!

Wilhelm stellte die Leiter wieder an ihren Platz und schob die Tür vor. Dann blieb er lauschend stehen. Woher war der Schrei gekommen? Von draußen? Wer konnte ihn ausgestoßen haben?

Geräuschlos trat er in die Dunkelheit hinaus. Da war es ihm plötzlich, als ob eine dunkle Gestalt eben zum Hoftor hinaushuschte. Was war das? Was ging hier vor? Diebe?

Mit ein paar raschen Sätzen stand Wilhelm in der Scheune. Licht flammte auf — und da — da — sah er die regungslose Gestalt des unglücklichen Weibes zu seinen Füßen. Das Blut in seinen Adern stockte; eiskalt überlief es ihn.

„Margret!"

Da lag er auch schon neben ihr auf dem Fußboden. Riß ihr Kleid auf. Preßte das Ohr auf ihre Brust. Und dieses Ohr war schärfer als das des sinnlos erregten Täters! Es vernahm den schwachen, unregelmäßigen Herzschlag!

Ein erlöstes Aufatmen dehnte Wilhelms Glieder. Was auch geschehen sein mochte, Margret lebte! Noch lebte sie! Gott sei Dank!

Er sprang empor, und jetzt erst sah er den Strohhaufen, die Petroleumkanne, die Streichhölzer. Und ebenso jäh wie Margret vorhin kam auch ihm die Erkenntnis, was hier geplant war! Starr sah er auf die verräterischen Zeugen eines finsteren Planes, und da waren ihm auch plötzlich die letzten Vorgänge so klar, als ob er sie selbst miterlebt hatte.

Der Brandstifter war von Margret überrascht worden, und da hatte er sie aus Furcht vor Entdeckung oder im Streite niedergeschlagen! Und dann war er geflohen, in dem Augenblick, als Wilhelm aus dem Hause trat!

(Fortsetzung folgt.)

Als das Gewissen rief...

Skizze von Hans Langkow

Der Juwelier Sam Dickson saß gemächlich im Schein der mit letzter Kraft strahlenden Herbstsonne vor seinem Häuschen in der kleinen Kolonie in der Umgebung von Miami, blickte zufrieden in den blauen Himmel und nahm ab und zu aus dem vor ihm stehenden Whiskyglas einen herzhaften Schluck. Dann sah er wieder nachdenklich und ein klein wenig finster den Ringen nach, die er kunstvoll aus seiner Zigarre blies.

Und die Leute, die im Auto vorüberrollten oder die in gemächlichem Spaziergängerschritt an dem weißen Häuschen vorbeidefilierten, die sagten zueinander: Sieh da, der Glückspilz Dickson! Wie rund und rosig er noch ausschaut trotz der weißen Fäden im Haar. Ein erfolgreicher Geschäftsmann, einer der bekanntesten Juweliere der Staaten. Auf allen Kongressen und Edelsteinbörsen ist er daheim, hat die beste Kundschaft! Ja, ja, der hat's geschafft! Schade, daß er Junggeselle ist.

Und manche von denen, die so redeten, die wiesen dann auch wohl auf das Haus, das dem des Juweliers gegenüberlag: Und dort wohnt der Detektivkapitän Webster, der Polizeichef von Miami, der berühmte Verbrecherfänger und gute Freund von Dickson.

Des Juweliers weiße, kräftige Hand zerteilt ärgerlich einen der schönsten Rauchringe. Immer wenn er an Webster denkt, ist es ihm, als sehe er in den Ringen ein furchtbares Bild erscheinen — ein Stuhl mit starken Lederriemen und elektrischen Schnüren in der Todeszelle von Sing-Sing!

Und er muß wieder an die Worte denken, die ihm Webster neulich in einem Gespräch über den Gartenzaun zugerufen hat: „Dickson, ich habe da einen fabelhaften alten Fall ausgegraben, der auch Sie interessieren wird, den Fall Bluster, bei dem die größte Edelsteinsammlung Amerikas vor dreißig Jahren verschwunden ist — er wurde bei einem Einbruch in sein Haus in San Franzisko erschossen. Bisher unaufgeklärt, kriminalistisch natürlich höchst interessant. Na, ich erzähl' Ihnen gelegentlich einmal ganz ausführlich darüber."

Dickson schloß die Augen. Ein verkrampftes Lächeln lag um seine Lippen. Was konnte ihm Webster schon vom Fall Bluster erzählen? Eine dunkle Winternacht vor dreißig Jahren — zwei verzweifelte Männer bei ihrem ersten sorgfältig vorbereiteten Einbruch — trotz aller Sicherungen sind sie ins Haus gekommen — Joe, dieses Genie eines Elektrikers und Schlossers hat den Geldschrank geöffnet — plötzlich Schritte, die Deckenbeleuchtung flammt auf — ein hochgewachsener Mann — Bluster, der Besitzer der schönsten Edelsteine Amerikas — eine Hand fährt hoch — „schieß nicht, Sam," raunt Joe noch — da fällt der Schuß schon, und der Mann drüben sinkt zusammen — eine rasende Flucht — vorher schon bis ins Letzte berechnet — Habgier zerreißt das Verbrecherbündnis — in einer anderen dunklen Nacht — fliegt Joe in einer Kurve aus dem Güterwagen, auf dem sie hocken — trotz der Juwelen — um unauffällig zu reisen. Und die Räder fressen Joe — —

„Verd — —, ob Joe doch noch lebt?"

Dickson fährt hoch, denn ein Schatten ist zwischen ihn und die Sonne getreten.

„Halloh, Sam, ich glaube, Sie träumen mit offenen Augen!" Webster steht belustigt, die Pfeife lässig im Mundwinkel, vor dem Nachbarn. Dickson verzieht das Gesicht zu einem Grinsen, das ein Lächeln sein soll.

„Tatsächlich, Webster, ich glaube, ich habe geschlafen." Und während er nach dem dickleibigen Aktenband schielt, den der andere unter dem Arm hat, überlegt er krampfhaft. Diese letzten Worte, hat er sie gedacht oder wirklich gesprochen, und hat Webster sie etwa gehört? Aber sein Mund spricht heiter und gelassen weiter:

„Ist das der Fall Bluster, den Sie mir da bringen, Webster? Sie wissen, bei meiner Vorliebe für Juwelen — — —"

Webster nickt und läßt sich in einen Korbsessel fallen. Gelassen blättert er in dem dickleibigen Band.

„Tja, das ist er — merkwürdiges Ding, das — gehört eigentlich der Kriminalgeschichte mehr — als der Praxis — —"

„Sie meinen also, daß der Fall sozusagen erledigt ist — —"

Webster blickt sein Gegenüber scharf an, sein kriminalistischer Ehrgeiz ist verletzt.

„Erledigt — mein lieber Sam, das gibt es bei uns überhaupt nicht — jedes Verbrechen muß seine Sühne finden — jahrelang kann so ein Fall ruhen, nicht zur unmittelbaren Praxis gehören, wie dieser hier, den ich mir im Kriminalarchiv zu Frisko einiger Studien wegen auslieh — aber sehen Sie, eines Tages kommt doch irgendein heller Kriminalist und nimmt den Fall wieder auf, aus einer winzigen Spur vielleicht — —"

Dickson warf nervös den Zigarrenrest in den Aschbecher.

„Und solche Spuren, glauben Sie, sind auch noch nach so langer Zeit in diesem Falle — —"

„Warum nicht?" Webster zuckte die Achseln, was aber mehr wie eine besonders starke Bejahung aussah. „Ich kann mir in diesem Falle Bluster sehr gut denken, daß da nach Jahren noch irgendein Komplize des Mörders auftaucht, der sich betrogen fühlt, oder daß der Mörder noch irgendetwas Verdächtiges aufbewahrt hat — die Mordwaffe zum Beispiel, für die manche eine ebenso unglaubliche wie starke Neigung haben — aber, Menschenskind, Sam, was ist Ihnen, Sie sehen ja aus, als hätten Sie 'ne Leiche gesehen, soll ich Sie festhalten — —"

Dickson erhob sich fahl und schwankend.

„N' Augenblick mal — Webster, ich glaube, mir ist — das Herz — wissen Sie — ich bin gleich zurück — ich will nur — will nur mal 'ne — ja 'ne Pille nehmen!"

Wohl zehn Minuten saß Webster allein und betrachtete eingehend die Beschreibung über die Kugel, die Bluster seinerzeit getötet hatte. Er mußte sich doch irgendwie beschäftigen, bis Sam wiederkam.

Dann fiel der Schuß.

Webster fand Dickson tot vor dem Schreibtisch. Der abgeschossene Browning war auf die Platte gefallen. Daneben ein Blatt Papier, bedeckt mit schnell hingeworfenen Buchstaben. Webster las:

„Webster! Wozu das lange Spiel, die Andeutungen über den Komplizen? Ja, ich kenne ihn, diesen Joe, er war dabei, und ich habe ihn zu ermorden versucht. Warum spielen Sie die Komödie mit dem „Studium" der Akten. Sie wissen doch schon, wie alles ist. Aber woher wissen Sie, daß ich die Mordwaffe noch besitze, mit der ich Bluster erschoß, das ist mir ein Rätsel. Ganz gleich! Ich will nicht auf den elektrischen Stuhl. Es wird

Zeit, daß ich meine „Pille" nehme! Sam Trevellyan gen. Sam Dickson."

Lange konnte der Polizeichef nicht den Blick von dem Toten wenden. „Hätte ich das nur geahnt. Aber keinen blassen Schimmer habe ich davon gehabt, als ich mir die Akten für eine Studie über „unbekannte Fälle" geben ließ. Alter Junge, du hast Harmloses mißverstanden. Das eigene böse Gewissen hat dich getötet!"

Und dann griff er zum Telephonhörer.

Sekunda 1917

Erzählung von Alfred Petto

Unser alter Professor Schindler stieg auf den Katheder; es mußte etwas Besonderes geschehen sein, denn er sah uns mit zwinkernden Augen an, in denen es freudig blitzte. Er legte beide Ellenbogen auf, dann sagte er: „Ich glaube Ihnen schon erzählt zu haben, daß meine beiden Söhne draußen im Felde stehen. Einige unter euch werden sie vielleicht noch gekannt haben . . ."

Seltsamer Beginn! Wir sollten heute eine griechische Klassenarbeit schreiben, vor der wir uns samt und sonders fürchteten; denn Schindler ließ nur schwere Arbeiten schreiben. Jetzt wagten wir zu träumen, daß irgendwie nichts daraus werden würde.

„Nämlich," fuhr er fort, „meine beiden Söhne haben mir gestern geschrieben, daß sie sich — mirabile dictu! — an der Westfront getroffen haben. Es war, wie sie mir schreiben, ein rührendes Wiedersehen, nach zweieinhalb Jahren. (Almroth, da gibt es wirklich nichts zu lachen!) Und nun haben sie mir einen Brief geschrieben, beide, Fritz und Gerhard, und ich habe gedacht, ich wollte Ihnen diesen Brief heute zeigen!" Er sah uns verwirrt an, zupfte an seinem Rock und griff in die Tasche. Dann zog er einen Umschlag aus der Tasche und hielt ihn respektvoll in beiden Händen. Eine ganze Weile so. Seine Augen hatten mit einmal rote Ränder.

Almroth kicherte hinter seinem Vordermann. Schindler mußte es gehört haben, aber er achtete nicht darauf, über seine Stirn lief freilich eine dicke Ader, und sein Gesicht wurde rot.

„Hier ist der Brief!" sagte er und zog ihn mit vorsichtigen Händen aus dem Umschlag hervor. „Hentschel, kommen Sie bitte zu mir, Sie können ihn der Klasse vorlesen. Sie beginnen hier, und dann lesen Sie langsam weiter!"

Hentschel hatte Holzschuhe an, die ganze Klasse trug Holzschuhe, er klapperte über den Boden bis zum Katheder, nahm den Brief und begann:

„An der Westfront im August 1917. — Liebe Eltern! — Und nun muß ich Euch etwas Frohes berichten, was ich soeben erlebt habe: Denkt Euch, Gerhard und ich haben uns zufällig getroffen, ich kam mit meiner Kompanie aus der Stellung, in der wir schon seit einer Woche im ärgsten Trommelfeuer lagen. Ich weiß nicht mehr, wie es darauf geschah, plötzlich höre ich, während wir über die Fahrstraße zurückgehen, meinen Namen rufen. Ich sehe mich um, da drüben auf der anderen Seite des Weges geht eine andere Kompanie in Stellung, und mit einmal reißt mich einer am Arm. Fritz! ruft er und schüttelt mich. Denk dir, Papa — —"

Jetzt platzte Almroth laut heraus, er hielt das Taschentuch vor den Mund und tat, als habe er gehustet. Aber Schindler durchschaute es und sagte: „Almroth, sagen Sie mir doch, was es da zu lachen gibt!" — Er spielte aufgeregt mit dem Revers an seinem Rock. Almroth lümmelte sich aus der Bank und sah Schindler mit dummer Miene an. Er hatte offenbar über das „Papa" lachen müssen. Das wußten wir alle. Almroth war ein Flegel. Schindler forschte nicht weiter, er schüttelte nur den Kopf und bat Hentschel, fortzufahren. Wir waren alle gespannt und stellten uns im Geiste die beiden vor, es mußte ja auch ein seltenes und wunderhaftes Glück sein, wenn zwei sich so wiedersahen, und wir horchten atemlos auf jedes Wort.

Hentschel las den Brief von Fritz zu Ende und dann den von Gerhard. Schindler hatte sich ans Fenster gestellt und blickte hinaus. Wir hätten meinen können, als ginge ihn der Brief nichts an, als lese Hentschel etwa aus dem Homer vor, so wenig war in seinem Gesicht zu lesen. Seine Augen wurden nur mitunter kleiner als sonst, und die Lider sanken über die Augen . . . er horchte in sich hinein, er schaute die Bilder und Gestalten seiner Seele. Aber Almroth verstand das nicht, er lachte plötzlich und unweigerlich wieder heraus.

Schindler fuhr auf einen Ruck herum und schrie: „Lachen Sie nicht!" Ganz fassungslos.

Er stürmte mit fliegenden Rockschößen zu Almroth hin, schrie ihn noch einmal an, und als Almroth sein Gesicht gegen ihn hob, schlug er ihm zweimal quer hinein.

„Sie Abschaum!" sagte er blaß vor Zorn.

Almroth hielt den Ellenbogen noch eine Weile abwehrend vors Gesicht und stammelte: „Ich habe nicht über — den Brief gelacht!"

Schindler zog sein Taschentuch und tupfte laut schneuzend gegen die Nase. „Gehen Sie aus meinen Augen!" sagte er, als ekle ihn.

Almroth verließ das Zimmer. Man hörte, wie er mit seinen Holzschuhen den langen Flur hinunterschlich. Die Tür war längst wieder geschlossen, da sagte Schindler, während er den Brief einsteckte: „Ich hätte Ihnen gerne noch den Schluß vorlesen lassen, aber nun ist er mir verleidet. Es gibt leider immer noch einige unter Ihnen, nichtswürdige, oberflächliche und unerzogene Elemente, die den bitteren Ernst der Zeit noch nicht erfaßt haben, in der wir heute leben. Zahlreiche von Ihren Mitschülern, die nicht viel älter sind als Sie, ja, einige sind nicht einmal älter, stehen draußen im Trommelfeuer und kämpfen für unser deutsches Vaterland. Das sind Männer, das sind deutsche Männer!"

Die Klassenarbeit rückte wieder in bedrohliche Nähe. Und an allem war dieser alberne Almroth schuld. Schindler nahm den Homer zur Hand, blätterte ratlos darin herum und sagte dann: „Achter Gesang, — Vers fünfzehn!"

Also doch keine Klassenarbeit.

Er rief Uhlenbrink auf. Uhlenbrink war schlecht vorbereitet, er blieb zappelnd in dem Drahtverhau der ersten Satzkonstruktion hängen und sagte mit dünner Stimme, er habe gestern nachmittag bis in die Nacht hinein für Schmalz gestanden, nachher sei er müde gewesen und gleich zu Bett gegangen. Schindler hörte ihn ruhig in. Sein Bleistift pickte auf das Notenbüchlein, aber er schrieb doch nicht.

„Ich will es bei Ihnen gelten lassen. Sie sind mir glaubwürdig, Uhlenbrink," sagte er mit guter Stimme. Dann rief er Müller auf. Müller war Klassenältester, er übersetzte fast fließend zwanzig Verse. Das stimmte Schindler wieder versöhnlicher. Schließlich läutete es, und wir verließen das Zimmer.

Wie und durch wen es geschah, weiß ich heute nicht mehr zu sagen: Ich kam in der Pause dazu, wie Almroth ganz fürchterliche Keile bezog; drei, vier der Stärksten aus der Klasse hatten ihn in die Turnhalle geschleift, die Tür zugeriegelt und dann mit den Tauen solange durchgebläut, bis er nicht mehr japsen konnte. Er hielt jämmerlich um Gnade an. — —

Das waren die ersten und letzten Klassenkeile, die es bei uns gegeben hat, Anno 1917, und nicht für irgend einen Verpetz, sondern um einen unvergeßlichen Brief von der Front.

Zeitschriften

„Paris in Baden-Baden" — so heißt der neue Roman von Paul Oskar Höcker. Man horcht auf, wenn man den Titel hört, und in der Tat ist das neue Werk des Dichters frisch und spannend. Der Roman führt den Leser in die Glanzzeit Baden-Badens, in die sechziger Jahre. Die Politik Napoleons, Pariser Gründerschwindel, Musik, Liebe und Reitsport bilden die Welt, in der sich die ernsten und heiteren Schicksale anschaulich gestalteter Menschen abspielen. Neben dem bald siebzigjährigen Höcker stehen jüngere Erzähler als Mitarbeiter des Novemberheftes von Velhagen & Klasings Monatsheften: der Mecklenburger Friedrich Griese und der Tiroler Fred A. Angermayer. Das farbige Prunkstück des Heftes ist das von Heinrich Zerkaulen beschriebene sächsische Jagdschloß Moritzburg. Ueber das im Dritten Reich gewonnene „Neuland an der Nordsee" berichtet Gustav Frenssen aus heimatlichem Erleben. Ein anderer illustrierter Beitrag schildert den Umgang mit Affenjungen. Höchst bedeutend ist die Abhandlung des berühmten Arztes und Forschers Erwin Liek „Der Kampf gegen den Krebs", ernst und doch tröstlich zu lesen. Aufschlußreich berichtet Dr. Joachim Kirchner über „Die deutsche Schrift", und lustig plaudert Dr. Anton Mayer über „Das grüne Diner", d. h. über allerlei Wildbreigerichte. In höchste Spannung versetzt den Leser der Bericht „Menschen in Panik" von E. Heß.

„Ein Schiff streicht durch die Wellen . . ." Da liegt das schöne Schiff im Hafen, erwartet uns. Es ist kein großes Schiff, nicht einmal dreitausend Tonnen. Aber was kümmert uns seine Größe! Wir freuen uns auf den bevorstehenden Genuß einer Seefahrt. Freunde sind immer neugierig, man hat uns gefragt, ob wir seefest wären. Was kann uns ein bißchen Seefahrt schon ausmachen? Ja, wenn die Reise nach Amerika ginge oder noch weiter. Deshalb gibt man höhnisch die Antwort: „Natürlich seefest!" — Wie schwer dieser Hohn bestraft wird und welche Leiden die übermütigen Reisenden ausstehen müssen, das zeigt ein lustiger Bilderartikel in der neuesten Nummer (Nr. 42) des Illustrierten Blattes, der die großen Freuden und die kleinen Leiden einer Seereise reizend wiedergibt. Auf die Serie „Europäische Fürstenhöfe — damals" sei wieder besonders hingewiesen. Diesmal ist es das Schicksal der schönen Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, das die Leser besonders fesseln wird. Eine lustige Zeichenseite von W. Stamm „Wie ich mir meine lieben Nächsten wünsche" wird ebenfalls Vergnügen bereiten. Diese wieder besonders reichhaltige Ausgabe des Illustrierten Blattes ist ab Samstag für 20 Pfennig erhältlich.